

Tà katoptrizómena

Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik

Heft 144 | [Home](#) | [Archiv](#) | [Newsletter](#) | [Impressum und Datenschutz](#) | [Das Magazin unterstützen](#)

„Konfektionsmusik mit christlichen Konfektionstexten“

Eine Kritik an der Kritik der Kritik an fromm polierten Schnulzen

Andreas Mertin



Philipp Greifenstein echauffiert sich **in einer als Glosse etikettierten Polemik** über eine Satire im Westdeutschen Rundfunk. Da habe sich jemand vergeigt, weil er mit falschen Worten und unsinnigen Ansprüchen über Kirchentagsmusik hergezogen sei. Nun, über Satire lässt sich schlecht streiten, sie lebt von der Überspitzung und Ironisierung und es ist oft nicht klar, ob das, was man an der Satire als problematisch empfindet, nicht schon zur satirischen Zuspitzung gehört.

Man kann an Danger Dans satirischem Song „**Das ist alles von der Kunstfreiheit gedeckt**“ sehen (hier die **kulturell ambitionierte Version**), wie weit die satirische Zuspitzung gehen kann. Die Kritisierten erfreut es selten. Zudem haben wir im Protestantismus ja ein eher gestörtes Verhältnis zur Satire, das ist im Katholizismus und im Judentum anders, da wird Satire zelebriert.

Im vorliegenden Fall ist die Satire nicht übertrieben, sie ist aber offenkundig treffend – sonst würden manche nicht aufheulen, und sie ist zutreffend – sonst würde ich diesen Text nicht schreiben. Worum geht es?

Die WDR-Sendung

Martin Zingsheim (* 1984 in Köln) hat im Radio auf WDR eine Kolumne (*Zingsheim geigt rein*), bei der es um Klassische Musik und Satire geht. Zingsheim ist Musikwissenschaftler, Musiker, Journalist und Kabarettist. Das macht er wie ich finde ziemlich gut, er holt die Leute, die in NRW leben, mit einem bestimmten Tonfall (auch gegenüber Kirchen und Autoritäten) ab und führt dann vor, was er satirisch zugespitzt zu kritisieren hat. **Am 7. 5. 2023 hat er sich in seiner Kolumne den evangelischen Kirchentag in Nürnberg gewählt.** Stilvoll setzt er ein mit dem Halleluja und parodierter Vorfreude auf das



„*protestantische PR-Großereignis des Jahres – Verkündigung Deluxe*“. Und tatsächlich ist das ja nicht einmal überspitzt, sondern gibt zutreffend das Selbstbild der Kirchentagsverantwortlichen wieder. Es ist eine euphorische Massenveranstaltung. Dass dieses Ereignis dann auch noch großzügiger staatlicher Bezuschussung bedarf, wird man als Kabarettist ja wohl anmerken dürfen. Dann ertönt noch einmal das Halleluja und der Kabarettist leitet über zu den protestantischen Größen Händel, Bach und Telemann. Die Protestanten, so sagt er scheinbar enthusiastisch, sind immer weit vorne, wenn es um Kirchenmusik vom Allerfeinsten geht. Damit wird aber auch sein Zielpublikum deutlich. Es ist das klassische Musikhörerpublikum, das zu derartigen Konzerten ja gerne auch in Kirchen strömt. Wo er Recht hat, da hat er recht. Er hätte natürlich auch den Komponisten und evangelischen Theologen Dieter Schnebel nennen können, da hätte das Bach-Publikum nicht mehr so begeistert genickt. Gut, Messiaen wäre katholisch, der eignet sich nicht fürs Name-Dropping. Aber mit Schnebel hätte die satirische Kolumne nicht funktioniert. So aber ist das Framing vollzogen (große protestantische Musikkunst) und nun schaut der Satiriker auf die schnöde musikalische Wirklichkeit des Nürnberger Kirchentages. Als jemand, der sich schon seit Jahren kritisch zum Neuen Geistlichen Lied äußert, zuckt man zusammen und ahnt schon, was nun kommt: nach Ansicht des Kritikers ein „*evangelikaler Partykracher aus der sogenannten Liederwerkstatt des Kirchentages*“. Ich hätte ihm gerne auch bessere Betrachtungsgegenstände gewünscht – aber so ist es nun mal.

Nicht erst seit heute, sondern seit genau 75 Jahren(!) müssen die musikalisch Gebildeten unter den deutschen Protestanten das ertragen. Und da kann sich Zingsheim sicher sein, in seiner Kritik hat er große evangelische Theologen auf seiner Seite, die schon 1964 von „fromm polierten Schnulzen“ (Kurt Marti) schrieben und öffentlich gegen sie protestierten. Und nach 75 Jahren ist das Angebot nicht besser geworden, was Zingsheim fröhlich mit dem frechen Satz kommentiert „und ein beschissenes Lied kann eine Ewigkeit dauern“. Wem sagt er das? Nun er sagt es seinem Klassikpublikum und das wird ihm zustimmen. Zingsheim tut nun so, als nähme er das Angebot ernst und versucht höchst ironisch, Wasser in Wein zu verwandeln: er beschreibt das Intendierte, musikalisch aber nicht Realisierte, mit pseudo-gehobenem musikwissenschaftlichen Jargon (wie wir es in der Kunst-Szene auch auf Vernissagen allzu oft zu hören bekommen). Das ist Ironie, und wer das nicht versteht, sollte besser keine Satiren hören. Aber so sehr er versucht, Wasser in Wein zu verwandeln, dieses trübe Gewässer ist nicht zu retten. Am Ende muss er sagen, der Fluchtpunkt ist die Aussagenlosigkeit: nur noch Klang und ein paar Vokale. Das angeblich Neue ist weder cool, noch neu. Es hat nur einen Vorteil: wenn man es gehört hat, kann es nur noch besser werden, dann kommt man nämlich in den Himmel, denn in der Hölle war man ja nun schon. Touche!

Ich war amüsiert und begeistert, als ich die Satire gehört habe. Aber auch frustriert, denn ich weiß, er könnte seine Sendung heute schon für eine Wiederholung im Jahr 2083 vormerken lassen, es hätte sich immer noch nichts geändert, mit einer Ausnahme vielleicht. Text und Musik kommen dann ganz gewiss von einer KI, deren Server freilich von der Kirche betrieben würden und fantasievoll cross-ki heißen (wo man doch schon mit crossbot so erfolgreich war).

Vorsichtig anmerken kann man gegenüber dieser Satire nur, dass sie bewusst mit einem zu großen Erwartungshorizont operiert. Mit diesem Framing produziert man notwendig die Enttäuschung mit. Aber das ist natürlich das Recht des Satirikers. Aber ernsthaft, wer glaubt denn wirklich, der Protestantismus sei noch (kirchen-)musikalisch auf der Höhe der Zeit? Wir richten zurzeit Professuren für Kirchenmusik ein, die dafür sorgen sollen, dass Kirchenmusik künftig immer wie die in Nürnberg klingt: „abzappeln zu freaky Beats“. Das wird ein Vergnügen in den Gottesdiensten werden. Nur eben nicht für all jene, die mit derartigem Rudelsingen nichts anfangen können. Aber wen interessieren die auch? Die sterben irgendwann.

Seitdem wir aber mit dem Neuen Geistlichen Lied angefangen haben, also vor mehr als 60 Jahren, sind die Kirchen wieder rappellvoll mit jungen Leuten, so dass man als alter Mensch kaum noch Platz findet. Wir haben erfolgreich das Niveau gesenkt, damit mehr junge Leute angesprochen werden. Das ist die negative Anthropologie der **Neuen Deutschen Evangelischen (EN D E)**. Man könnte auch frei nach Mao sagen: **der Protestantismus ist ein Papiertiger – und möchte es auch bleiben.**



Die Metakritik

Es war klar, dass eine Satire in der evangelischen Kirche nicht verstanden werden kann. Und ich muss zur Entschuldigung der Protestanten sagen: sie verstehen es wirklich nicht, da fehlen schlicht ein paar Verknüpfungen. Zunächst einmal: Man beantwortet eine Satire nicht mit einer Glosse, das machen nur Besserwisser:innen (von denen der Protestantismus freilich zu viele hat). Protestant:innen meinen, alles besser zu machen und dem Satiriker sagen zu können, wo er falsch liegt und wie man Satire betreibt. Ich kenne das aus Kunstberatungen, wenn das Pfarrpersonal sagt, wenn sie das malen müssten, dann würden sie es ja so machen ... und dann kommt irgendetwas Vorhersehbares oder Abgekupfertes.

Philipp Greifenstein (*1988 in Dresden) **setzt ein** mit einem Schlag unter die Gürtellinie. Er kritisiert den Teaser der Sendung. Der dortige Gebrauch zahlreicher Adjektive zeuge von **mangelnder Textkompetenz**. Vielleicht, aber hätte er da nicht wenigstens eine Sekunde darüber nachdenken können, ob dies nicht ironischer Stil ist? Also die Form der Sendung (Satire) auch schon in der Gestaltung der Sendung (barocker Sprachgebrauch) erkennbar macht? Ich hätte mich nicht so weit aus dem Fenster gelehnt, zumal man ja nicht weiß, von wem der Teaser stammt.

Aber im Gegenzug zum satirischen Ton der WDR-Sendung verspricht uns Greifenstein nun ein „möglichst unvoreingenommenes“ Vorgehen. Mir wurde erst später klar, dass auch das ein satirischer Satz sein sollte, denn von Unvoreingenommenheit kann im Folgenden keine Rede sein – es ist das exakte Gegenteil. Bei Greifenstein wird der kritisierte Satiriker zum Zyniker, zum Denunzianten, ja zum Henker. Es ist unglaublich – und das soll unvoreingenommener Stil sein? Stimmt, es ist ja nur eine evangelische Glosse, es ist ja nur Bildrede, da ist alles erlaubt.

Greifenstein unterstellt dem Satiriker „unfassbare Weltläufigkeit und zynische Weltabständigkeit“ zugleich – soweit zum sparsamen Gebrauch von Adjektiven. Was dabei „unfassbare Weltläufigkeit“ bedeuten soll, erschließt sich mir nicht. Weltläufigkeit konnotieren wir mit Weltoffenheit, Weltgewandtheit, also einer positiven Kategorie (sonst hätte er Globalist gesagt). Wie dazu die zynische Weltabständigkeit steht und was das überhaupt sein soll, weiß ich nicht. In meiner Ratlosigkeit befrage ich das Digitale Wörterbuch zur deutschen Sprache (DWDS). Und es antwortet mir mit einem beeindruckenden Bild:

Suche in ausgewählten Korpora nach ›Weltabständigkeit‹

DWDS-Kernkorpus (1900–1999)	0 Belege
ZDL-Regionalkorpus (ab 1993)	0 Belege
Webmonitor	0 Belege
Wikipedia-Korpus	0 Belege
Historische Korpora (1465–1998)	0 Belege

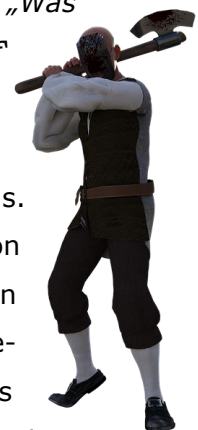


Da bin ich aber froh, dass ich nun nicht als Dummer dastehe, der die deutsche Sprache nicht mehr kennt. Aber wie nennt man das, wenn jemand in einem nicht-lyrischen Text Worte verwendet, die es gar nicht gibt? **Mangelnde Textkompetenz**? Wie kann man sein Gegenüber mit einem Wort kritisieren, das es gar nicht gibt? Es gäbe freilich eine Weltabgeschiedenheit, aber die kommt eher Klosterbrüdern oder Eremiten zu, nicht Musik-Satirikern. Was dann „zynisch“ im Blick auf dieses nicht vorhandene Wort *Weltabständigkeit* bedeuten soll, ist noch nebulöser. Der Duden nennt als Erstbedeutung für *zynisch* „auf grausame, den Anstand beleidigende Weise spöttisch“. Das trifft hier nicht zu. Nichts davon kommt in der Sendung vor. Zingsheim benennt seine Erwartungshaltung bezüglich des protestantischen Musikverhältnisses deutlich und konfrontiert es mit der ernüchternden Wirklichkeit. Das ist nur zynisch, wenn man selbst die protestantische Kunstkompetenz schon abgeschrieben hat. Nach dem Motto: wie kann man nur so grausam (weltfremd?) sein, heutige Kirchentagsmusik mit Johann Sebastian Bach in einen Vergleich zu setzen. Aber ich vermute, genau das will der Kritiker des Satirikers sagen. Dem würde ich entgegnen: das ist rasendes Gefasel, hubs – ein Adjektiv zu viel. Natürlich kann sich ein Redakteur eines Klassikmusikprogramms(!) fragen, was er unter den beiden Stichworten Protestantismus und Musik in seinem Kopf gespeichert hat, daraus eine Erwartungshaltung im Blick auf die Gegenwart bilden und dann enttäuscht sein, wenn Erwartung und Wirklichkeit in einem derart krassen Missverhältnis stehen.

Den Song diffamiert Zingsheim als „evangelikalen Partykracher“, obwohl in ihm nicht ein einziger evangelikaler Zungenschlag enthalten ist.

Nein, der Satiriker charakterisiert das Lied als „evangelikalen Partykracher“. Und „evangelikal“ ist breiter, als Greifenstein hier unterstellt. Vielleicht darf man sanft daran erinnern, dass die Evangelische Kirche sich selbst auf ihrer Website als „Evangelical Church in Germany“ vorstellt. Man muss nicht gleich Schnappatmung bekommen, wenn jemand „evangelikal“ statt evangelisch sagt. Fundamentalistisch hat er jedenfalls nicht gesagt, das ist nur eine Unterstellung. So zeigt sich, dass Greifenstein einen verengten Begriff des Evangelikalen hat und nicht der Satiriker.

Der satirischen Kritik am Kirchentagslied begegnet Greifenstein mit der Frage: „*Was genau an diesem auf die LiedautorInnen herabsausenden Beil soll ‚messerscharf sein?’*“ Diese Frage ist schlicht unangemessen. Penibel könnte man zunächst fragen, ob ein Beil überhaupt „messer“-scharf sein kann – geschenkt. ‚Messerscharfe Analyse‘ oder ‚messerscharfe Argumentation‘ gibt es dagegen durchaus. Und natürlich tut sie denen weh, die es trifft. Man sollte sich aber Vergleiche von Kritikern mit Henkern verbitten. Nichts, aber auch gar nichts in der kritisierten Satire rechtfertigt derartige widerwärtige Sprachbilder. Durch die gesamte Geschichte der Moderne zeigt sich so immer wieder das gespaltene Verhältnis des Bürgertums zur Kritik. Kritisch will man durchaus sein, aber wenn es einen selbst oder das von einem selbst Geschätzte trifft, wird man verbal ausfällig. Das sollten wir lassen, oder es präzise belegen. Die Kritik von Zingsheim ist für die Kritisierten doch vollständig folgenlos.



Das gilt auch für das Weitere, wo sich zeigt, dass man nicht einmal ansatzweise versteht, was Satire ist. Ich hatte schon darauf hingewiesen, dass Zingsheim einen bewusst satirisch überspannten Sprachstil anwendet, um das Kritisierte zu beschreiben. Dabei verwendet er Fachbegriffe, die allen Kirchenmusiker:innen auf der Welt bekannt sind, etwa die Rede von der „Antiphonie“. Das wird in der Gegenkritik als „akademische Schwätzerei“ bezeichnet. Ist es nur eben nicht, sondern schlicht die Anwendung eines Fachbegriffs auf einen Untersuchungsgegenstand.

Doch lange nicht genug des akademischen Geschwätzes, das Zingsheim in Anschlag bringt, um die mangelnde musikalische Qualität des Songs zu erweisen ... Es würde „antiphonisch“ gearbeitet, weil im Refrain ein „Wechselgesang mit der Gemeinde evoziert“ wird. Schließlich würde gegen Ende des Songs die „Komplexität des Textgeschehens ganz bewusst auf eine einzige Ebene heruntergebrochen“. Damit meint Zingsheim das „Oh-oh, oh-oh“ am Schluss des eindeutig von neueren deutschen Popsongs beeinflussten Liedes.

Zunächst einmal: die Rede vom „akademischen Geschwätz“ ordnet sich ein in eine lange Geschichte der Intellektuellenverachtung in Deutschland. Sie sollte nach 1945 nicht weiter gepflegt werden. Warum schreibt man nicht von „kunstvoller Wissenschaftsprosa“? Das wäre Beschreibung und ironische Kritik zugleich. Die mangelnde musikalische Qualität des Songs kann nun jeder hören, der sich dem Lied ausgesetzt hat und der nicht ausgerechnet den Schlager als Vergleichsmaßstab heranzieht. Für Rock- oder Pop-Musik ist das schlicht zu simpel gestrickt. Dass in dem Kirchentagslied antiphonisch gearbeitet wird, kann Greifenstein kaum bestreiten, selbst ich als Laie in musikwissenschaftlichen Fragen kann das hören. Und dass das Lied im Stil eines schlechten Schlagers endet, kann man kaum damit rechtfertigen, dass alle anderen Schlager das ja auch tun. Das Schlechte wird nicht dadurch gerechtfertigt, weil viele das tun.

Greifenstein lässt dem nun eine Eloge auf die musikalische Arbeit der Kirchen folgen. Die war aber gar nicht Gegenstand der Satire – wäre aber durchaus einer solchen wert. Zum Schluss kommt dann noch eine verklausulierte Drohung:

All das kann Martin Zingsheim egal sein. Ich kenne mich mit Musik auch nicht ein Fitzelchen so gut aus wie er, aber mir dünkt: Wenn Kinder und Jugendliche nicht mehr singen, dann werden sie auch keinen Sinn für Bach, Telemann, Händel oder die Intuitive Musik Karlheinz Stockhausens und das Musikkabarett entwickeln.

Weil Zingsheim so unverschämt ist, Kritik zu üben, wird ihn in der Folge demnächst auch keiner mehr verstehen (in der biblischen Theologie nennen wir das „Tun-Ergehens-Zusammenhang“). Als ob nicht Greifenstein gerade gezeigt hätte, dass das Nicht-Verstehen heute schon Realität ist. Wer ernsthaft meint, mit seichter Musik oder schlechter Kunst könne man Menschen zur Kultur führen, muss schon sehr verzweifelt sein – ‚dünkelt‘ mir. Aber ich würde es gerne auf einen Wettbewerb in Sachen Popularität ankommen lassen. Was das „Volk“ wohl lieber hört: **das Halleluja von Händel** oder **das Kirchentagslied**? Das wird eine Überraschung sein. Händel, Telemann, Bach und Stockhausen sind Pop – wer hätte das auch anders gedacht?

Allerdings ...

Worin Greifenstein zumindest ansatzweise Recht hat, ist die Frage des Vergleichsmaßstabs. Nicht jedoch in dem Sinne, wie er es meint. Ich erlebe es in den letzten Jahren immer wieder, dass Kritik an Gegenwartskünstler:innen in der Kirche geübt wird, weil die ja nicht mehr das richtige Können besäßen, um Kunst wie die alten Meister auszuüben. Ein Teil der Anhänger der Leipziger Schule in den beiden deutschen Großkirchen denkt so. Aber das ist natürlich Quatsch, nahezu alle Künstlerinnen könnten malen wie Alte Meister. Aber wer will das schon, das ist doch schon seit Jahrhunderten abgearbeitet? Einige gute junge Talente arbeiten so, dass sie alles täuschend ‚echt‘ darstellen können, selbst **einen eingepackten Cranach**, aber sie gehen weit darüber hinaus, indem sie zeigen, **dass die gesamte Welt der künstlerischen Mittel ihnen zu Füßen liegt**.

Der Maßstab, der an heutige Kunst und heutige Musik des Protestantismus oder in den Räumen des Protestantismus anzulegen wäre, wären also nicht die alten Meister, sondern die heutigen. Denn auch das gibt es natürlich, große musikalische Kunst im protestantischen bzw. christlichen Kosmos. Und die findet auch auf jedem Kirchentag statt – nur nicht an so prominenter Stelle wie das je ausgewählte Kirchentagslied. Insofern hätte sich Zingsheim auch einen würdigeren Gegner auswählen können, um sich an ihm abzarbeiten. Ich wäre gespannt, was ihm dazu eingefallen wäre. Schauen wir zum Beispiel mal zur Martinskirche nach **Kassel**:

*In den letzten Jahren wurden Werke von **Lucia Ronchetti**, **Sergej Newski**, **Petros Ovsepyan**, **Gerhard Stäbler**, **Philipp Maintz**, **Ulrich Gasser** und zahlreichen weiteren Komponisten auf- und uraufgeführt.*



Von ErwinMeier - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=126593335>

Als Schluss eine wehmütige Erinnerung

Aber es ist legitim (und notwendig), auch das Banale zu kritisieren. Die Kritik, die Zingsheim an der Kirchentagsmusik übt, hat eine zumindest sechzigjährige Vorgeschichte. Der reformierte Theologe und Schriftsteller Kurt Marti beginnt 1964 eine Kolumne in der renommierten schweizerischen Zeitschrift „reformatio“. Und diese Kolumne eröffnet er mit einer fulminanten Kritik an den Kirchentagsliedern – genauso wie es Zingsheim knapp 60 Jahre später machen wird. Marti nennt die Kirchentagslieder „fromm polierte Schnulzen“:

Die Schnulze ist das geschäftstüchtige Produkt einer Gesellschaft, die zwar progressiv in Business und Reklame ist, aber restaurativ in ihren kulturellen und politischen Tendenzen ... Nur eben: ein «neues Lied» ist von da her kaum zu erwarten. Höchstens ... Konfektionsmusik mit christlichen Konfektionstexten.



Marti spricht vom „herunterschlagern“ der Lieder, und fährt dann fort:

Alles ist Stimmung und Laune, auch der Glaube. Dem entsprechen die Allgemeinheiten der Formulierung, die, grossmäulig, doch jede Verbindlichkeit und Genauigkeit vermissen lassen ... Jedenfalls weist auch der Text alle Merkmale der Schnulze auf: schlechtes Deutsch, platte Redensarten, kaum ein echter Realitätsbezug und statt verbindlicher Aussage diffuse Stimmungsmache.

Wenn heute ein deutscher Pfarrer es wagen würde, so über den Schlussgottesdienst des Nürnberger Kirchentages zu reden, gäbe es einen binnenkirchlichen Shitstorm. Aber wer wagt das heutzutage noch? Heute verteidigen wir das Triviale. Auch damals gab es einen Schlagerpfarrer, der das Anliegen der Trivialisierung vehement verteidigte. Denn er fragte sich, ob «die Kirche nicht das Niveau ein wenig senken sollte, um überhaupt einen Kontakt herbeizuführen». Darauf reagierte der deutsche Jazzkritiker Joachim Ernst Behrendt mit den Worten:

«... das Niveau senken? Für den lieben Gott? Schlechter Jazz für guten Kirchenbesuch? Werft die Wechsler zum Tempel hinaus, sie haben das Niveau gesenkt. Aber viel Kontakt herbeigeführt ... Ich bin der Sohn eines protestantischen Pfarrers. Und ich bin Jazzkritiker. Ich bin entsetzt, wenn der Jazz herhalten soll, damit die Kirche überhaupt einen Kontakt herbeiführen kann. Ich bin noch entsetzter, wenn sich herausstellt, dass sich schlechter Jazz für diesen Zweck besser eignen soll als guter.»

Kurt Marti schließt seine Kolumne mit den durchaus zutreffenden Worten (die man heute nur noch wehmütig lesen kann):

Nein: die fromme Schnulze ist kein neues Lied. Bleiben wir vorläufig lieber beim alten – oder legen zu Hause ... Stockhausens elektronischen «Gesang der Jünglinge» auf den Plattenteller. Oder wenn Jazz, dann richtigen, Charlie Mingus etwa: «Oh Lord, don't let them drop that atomic bomb of me».

Kurt Martis letzte Kolumne in der Zeitschrift „reformatio“ im Jahr 2007 endet ziemlich resigniert. Er fragt sich, auf den Austritt der Literaturkritikerin der ZEIT, Iris Radisch, aus der Evangelischen Kirche reagierend, was die Kirche außer Events und Stellungnahmen zur Weltpolitik eigentlich noch leistet. Und er fragt:

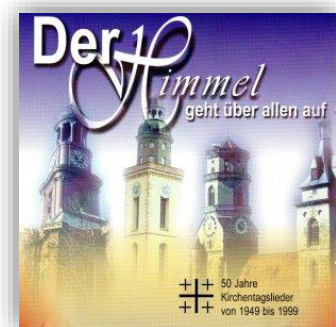
Was aber von einem Protestantismus halten, der sich jeder Aufklärung verschliesst und den Glauben mit intellektueller Anspruchslosigkeit gleichsetzt?

Und damit schließt sich der Kreis: von der ersten bis zur letzten Kolumne geht es um den Kampf für einen veritablen Protestantismus, der sein Heil nicht in der Nivellierung des Anspruchs, der Trivialisierung des Liedguts und der Künste, der Herabsetzung seiner Intellektuellen sucht. Drei- und vierzig Jahre hat Kurt Marti seine Kolumne geschrieben, aber leider ist die Welt nicht besser, eher schlechter geworden. Seine Fragen aus der ersten Kolumne sind aber auch heute, nach beinahe 60 Jahren immer noch aktuell.

60 Jahre sind eine überaus lange Zeit. Das Publikum, das der Kirchentag 1963 mit abgesenktem Niveau bzw. eingängigen Melodien ansprechen wollte, dürfte damals etwa zwischen 15 und 25 Jahre alt gewesen sein, wäre heute also zwischen 75 und 85 Jahre alt. Die Trivialisierung des Protestantismus im Liedgut kann also auf weit mehr als ein halbes Jahrhundert zurückblicken und hat derart herausragende Ergebnisse gezeigt, dass sich sogar die deutsche Popmusik darüber **lustig gemacht** (Die Ärzte) hat oder versuchte, das **Niveau noch tiefer zu drücken** (Mickey Krause). Ballermann braucht schließlich auch Bekehrung. Ich bin mir sicher, dass der Kirchentag dieses Ballermann-Niveau auch noch erreichen kann. Der Amor intellectualis zum Volksschlager wird noch weitere Triumphe feiern.

Aber wie wir sehen, hat es immer auch Apologet:innen der Reduktion der kulturellen Präsenz des Protestantismus gegeben – selbstverständlich immer mit den besten Absichten. 60 Jahre schlagerförmige Kirchentagsgesänge haben freilich nicht zur Stabilisierung der Kirche beigetragen, sie haben den empirischen Niedergang nur begleitet. Sie sind nicht für diesen Niedergang verantwortlich, aber auch überhaupt kein taugliches Mittel, ihm entgegenzusteuern.

Persönlich habe ich zwischen 1977 (Berlin) und 2009 (Bremen) an 15 Kirchentagen teilgenommen. An Kirchentagslieder erinnere ich mich begrenzt, 2005 war ich bei einem Auftritt von Heinz Rudolf Kunze, der damals **das Kirchentagslied** gemacht hatte. Kirchentagslieder waren eher ein Grundrauschen zum Ereignis Kirchentag. „**Der Himmel geht über allen auf**“ wäre ein Lied, das ich heute noch aus dem Gedächtnis mitsingen könnte, „**Brich mit dem Hungrigen Dein Brot**“ könnte ich auf meinem ersten Kirchentag 1977 kennengelernt haben. Das alle waren schnell adaptierbare Lieder, die weder musikalisch noch textlich neue Welten erschlossen, sondern auf Konformität zielten. Das Etikett lautet: Lieder zum Mitsingen. Reli-Hits nennt man das heute.



1977 war freilich auch popkulturell kein herausragendes Jahr: Bonnie Tyler sang gefühlig „Lost in France“, Frank Zander grummelte trashig „Oh, Suzi“, dazwischen tanzte viel Boney M. und Baccara. Erfolgreichstes Lied in Deutschland ist 1977 wegen des Musicals „Evita“ der Titelsong „Don't cry form e Argentina“ von Julie Covington. Zudem gab es ein paar Abba-Songs. Aber auch damals war schon die Zeit, in der sich eher die kommerzielle Durchformung durchsetzt, als die qualitative Performance (gut zu studieren an „Don't Let Me Be Misunderstood“ von **Nina Simone** und **Santa Esmeralda**). Wie dem auch sei, Kirchentagslieder sind Gebrauchs- wenn nicht sogar Verbrauchsware, erweiterte Werbejingles, die nicht vom Produkt überzeugen, sondern eingängige Melodien zur Erinnerung schaffen sollen. Gelungen ist ihnen das selten. Dort wo sie im Ohr hängen geblieben sind, auch darauf macht Zingsheim in seiner Satire aufmerksam, transportieren sie sicher keine geistesgegenwärtige Theologie des 21. Jahrhunderts. Das Niveau von Billy Eilish mit „**All the good girls go to hell**“, von dem man sagen kann, dass es **eines der großen theologischen Lieder** der letzten Jahre ist, erreichte keines der Kirchentagslieder der letzten Jahrzehnte. Schade eigentlich.

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Mertin, Andreas: „Konfektionsmusik mit christlichen Konfektionstexten“. Eine Kritik an der Kritik der Kritik an fromm polierten Schnulzen, τὰ katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Ausgabe 144 – Bilder zur Sprache bringen, erschienen 01.08.2023, <https://www.theomag.de/144/PDF/am802.pdf>